

Kultur macht Kirche – Kirche macht Kultur

Monika Grütters

Wer sich einen Eindruck verschaffen will, vor welchen Herausforderungen der Katholizismus in modernen, pluralistischen Gesellschaften des 21. Jahrhunderts steht, reise in die deutsche Hauptstadt. Als multiethnische, multikulturelle Stadt, in der Menschen unterschiedlichster Herkunft zusammen leben, nötigt Berlin zur Auseinandersetzung mit Diaspora-Erfahrungen. Damit meine ich das tägliche Konfrontiertwerden mit Andersdenkenden, Andersglaubenden, anders sozialisierten Menschen, das Erlebnis, in der Minderheit zu sein, ja, sich fremd zu fühlen – Erfahrungen, die kennzeichnend sind für heutige moderne Gesellschaften und für das Leben in einer globalisierten Welt. Diaspora ist Berlin, die angebliche Welthauptstadt des Atheismus, auch und nicht zuletzt für Katholiken. Nur 9,3 Prozent der Berliner Bevölkerung sind katholisch. In manchen Bezirken, etwa in Hellersdorf, meinem Wahlkreis, sind es gar nur drei Prozent. Als ich, aufgewachsen im durch und durch katholisch geprägten Münster, im Januar 1989 nach Berlin kam und hier 1995 zum ersten Mal für die CDU im Abgeordnetenhaus kandidierte, legte man mir deshalb wärmstens ans Herz, meinen Glauben im Kandidatenprospekt besser zu verschweigen. Was ich nicht getan habe – schließlich ist mein katholischer Glaube Teil meiner Identität und so auch wesentlich für meine politische Positionsbestimmung.

Heute stellt sich gerade angesichts der zunehmenden Angst vor der vermeintlich drohenden Dominanz religiöser und kultureller Minderheiten die Frage, wie es eigentlich um unser religiöses und kulturelles Selbstverständnis bestellt ist. Wie präsent ist das Christliche noch in unserer Kultur und unserer Identität – der christliche Glaube, die christlichen Überlieferungen und Traditionen? Wie präsent soll, wie präsent darf Religion in einer säkularen Gesellschaft sein?

Fest steht: Kirche schafft kulturelle Identität weit über den Kreis ihrer Mitgliedschaft hinaus. Sie tut das seit 2000 Jahren mit einer Prägekraft, wie sie keine zweite Institution je entwickelt hat. Ohne die große künstlerische Inspirationskraft der christlichen Theologie

wäre die Kultur des Abendlandes ärmer an Geist und Sinnlichkeit. Kirche und Kultur sind keineswegs deckungsgleich, doch gemeinsam ist beiden, dass sie neue Perspektiven eröffnen, den Blick über Vordergründiges hinaus lenken, das Leben deuten wollen. Dazu gehören alle kulturellen Ausdrucksformen, die Unbedingtheit, Authentizität und geistiges Ringen um letzte Fragen verkörpern. Überwältigend allein schon das materielle kulturelle Erbe – die Kunstwerke von Malern, Bildhauern und auch Komponisten, die über Jahrhunderte im Auftrag der Kirche entstanden sind; dazu die 45.000, vielfach denkmalgeschützten Kirchengebäude der evangelischen und katholischen Kirche, deren Erhalt mein Haus mit erheblichen Mitteln aus den Denkmalschutz-Sonderprogrammen unterstützt. Beeindruckend ist auch das finanzielle Engagement der Kirchen für die Kultur: Ein Gutachten für die Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“ des Deutschen Bundestages hat vor einigen Jahren ergeben, dass sich die Kulturfördermittel der Kirchen auf rund 4,4 Milliarden Euro jährlich belaufen – jeweils rund 20 Prozent der Kirchensteuereinnahmen und Vermögenserlöse.

Nicht weniger bedeutsam als die finanzielle Kulturförderung der Kirchen ist das ehrenamtliche, kulturelle Engagement vieler katholischer und evangelischer Christen. Hundertausende Katholiken und Protestanten engagieren sich in Kirchenchören, in kircheneigenen Orchestern, in Büchereien in kirchlicher Trägerschaft und in der kulturellen Bildung. Sie stellen damit gerade im ländlichen Raum eine kulturelle Grundversorgung sicher, die der gesamten Bevölkerung zugute kommt, und fördern den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Im Übrigen war es – das müssen wir Katholiken neidlos anerkennen – Martin Luther, dessen Vermächtnis die Kulturnation Deutschland bis heute prägt. Seine Thesen gegen den Ablasshandel 1517 und sein Widerstehen auf dem Wormser Reichstag 1521 stellten die traditionellen Autoritäten in Frage. Ihnen setzte Luther die Gewissensfreiheit und die Urteilskraft des Einzelnen entgegen. Seine Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ wies den Weg zum Menschen der Frühmoderne, bei dem sich Selbstverwirklichung und gesellschaftliche Verantwortung ergänzen. Die Bildung breiter Schichten bekam infolge der Reformation einen höheren Stellenwert – eine wichtige Voraussetzung für den mündigen Bürger unserer Tage. Durch seine Übersetzung der Bibel in eine volksnahe und allgemein verständliche deutsche Fassung ermöglichte Luther den Menschen den Zugang zum

Wort und damit zu Information, Verständigung und Teilhabe. Die reformatorischen Entwicklungen, deren Auswirkungen weit über die Kirche hinausgingen, wirken bis heute weltweit in Kultur und Gesellschaft nach. Das ist auch der Grund für das große Engagement meines Hauses bei der Vorbereitung des Reformationsjubiläums 2017.

Dennoch bleibt – bei aller kulturellen Prägekraft der Kirchen – ein fragiles Spannungsverhältnis zwischen Kirche und Kultur, genauer: zwischen Kirche und Kunst. Die Kirchen stehen unter dem Generalverdacht, konservativ, also nicht modern zu sein. Die Künstler stehen für die Ermöglichung der Avantgarde, des Fortschritts. Ist das ein Widerspruch? Welche Berührungen und Überschneidungen gibt es zwischen der säkularen Gegenwartskultur und den in Jahrhunderten gewachsenen kulturellen Ausdrucksformen der Kirche beispielsweise in der Malerei?

Schauen wir knapp 50 Jahre zurück: 1966 malt der Maler Georg Baselitz ein Bild, das er „Der Hirte“ nennt. Im Zentrum dieses Gemäldes steht eine kräftige, wuchtige männliche Figur. Sie nimmt beinahe den gesamten Bildraum ein – ein Riese, barfuß in zerrissenen Klamotten. In der linken Hand hält er ein Kabel, eine Schnur, die sich im Bildhintergrund verliert. Der im Verhältnis zu seinem massiven Körper viel zu kleine Kopf blickt ratlos in die umgebende Welt. Die Landschaft ringsum ist menschenleer, Ruinen, Zeichen der Zerstörung und Chaos, soweit das Auge reicht. Nur ein anderes Lebewesen, eine Ente, zwingt sich quasi zwischen die Beine des Riesen, der offensichtlich nichts zu hüten hat als eben diese Ente. Mit dem bekannten religiösen Symbol des Hirten nimmt Baselitz existentielle Fragen und Erfahrungen des modernen Menschen auf. „Der Hirte“ steht für einen spezifischen Umgang mit biblischen Inhalten. Ob das Bild auch heute noch das ikonographische Vokabular der christlichen Überlieferung wachrufen kann? Es lädt jedenfalls dazu ein, persönliche Empfindungen und Erfahrungen assoziativ mit der Figur des Hirten zu verbinden.

Die kulturbildenden Potentiale in der Überlieferung des Christentums müssen sich auf ihre heutige Inspirationskraft befragen lassen. Die Kunst, die in Europa aus dem Dienst an der Religion entstand und lange auch in den Dienst der Verkündigung genommen wurde, hat sich im 20. Jahrhundert sowohl von den Auftraggebern der Kirche als auch von den Glaubensinhalten christlicher Überlieferung weitge-

hend entfernt und emanzipiert. Dieser Autonomieanspruch der Kunst, nichts als sie selbst zu sein, war lange der Grund vieler Konflikte zwischen Kunst und Kirche. Heute ist er eher in der Vielzahl individueller Konzepte zu suchen, die ihre eigene Wirklichkeit beanspruchen. Sie schreiben das bildnerische Material zwar fort, vergewissern sich aber oft nicht mehr dessen komplexer theologischer und kunstgeschichtlicher Substanz. Die Kirche ist zwar nach wie vor Teil der Kunst. Umgekehrt ist aber diese zuweilen willkürlich wirkende Kunst nicht mehr unbedingt Teil einer Kirchenwirklichkeit, die sich auf lang tradierte Formen und Werke, Verständnisregeln und Funktionsweisen stützt.

Viele Künstlerinnen und Künstler kennen diese Wurzeln sehr genau. Betrachter, die sich der Tradition bewusst sind und den Kanon biblischer Themen und Motive kennen, können in der Gegenwartskunst Spuren des Religiösen und des Kirchlichen erschließen, wenn sie für neuartige Interpretationen und heutige Ausdrucksformen offen sind. Oft fällt es eher den Kirchen schwer, neue und ungewohnte Formen der Kunst zu akzeptieren. Sie fürchten „nichtchristliche“ Künstler, Werke ohne dezidiert christlichen Bildinhalt, außerchristliche Einflüsse, den Verzicht auf Gegenständlichkeit in der Malerei und nicht zuletzt den Verlust der christlichen Ikonografie. Oft wird moderne Kunst im kirchlichen Kontext durch erhebliche Zugeständnisse eingeschränkt; vom Künstler wird Rücksicht auf den sakralen Raum und Zweck eingefordert.

Auch dazu ein Beispiel: Vor rund 30 Jahren schuf der berühmte Maler Willem de Kooning ein Triptychon für die St. Peters Lutheran Church in New York, das seinen Platz dort nicht finden konnte. Die Gemeinde verstand es nicht. Sie wollte es nicht haben. Die Zumutung war zu groß: Es sei zu subjektiv, Ausdruck einer privaten Theologie, nichts Erkennbares darauf, kein Kreuz, nur rote und blaue Linien, die man entfernt für Umrisse von Vögeln und Menschen halten könnte, aber eben auch für etwas ganz Anderes. Hier offenbart er sich - der Konflikt zwischen der autonomen Kunst der Moderne und der Kirche als Auftraggeberin von Bildern, die der Vermittlung verbindlicher religiöser Inhalte dienen sollen. Im Grunde hätte das, was den Gemeindemitgliedern in New York wie eine Zumutung durch die Abstraktion vorkam, auch ein großartiges Angebot sein können. Gerade durch die Abstraktion kann Kunst auch eine Erfahrung bergen und ausdrücken, die eben nicht genau benannt werden kann. Doch solche Kunst sperrt sich, sie lässt sich nicht eingemeinden. Das sogenannte Bilder-

verbot im zweiten Gebot kompliziert das schwierige Verhältnis zwischen Kirche und Kunst zusätzlich: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf der Erde, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht!“ (2. Mose 20:4) Doch auch und gerade der Glaube braucht Bilder. Ohne Bilder gibt es keine Vorstellung davon, worauf sich der Glaube richtet.

Bilder bilden dabei nie nur Wirklichkeit ab, Bilder vereinnahmen, sie besetzen das Denken. Doch mehr denn je verlangen sie nach Bildung, nach der Fähigkeit zum rechten Umgang mit ihnen, nach der Kraft der kritischen Unterscheidung. Bilder können von der Wirklichkeit entfremden, sie können aber auch Ungeahntes sichtbar machen. Ganz neu können sie nach dem Sinn fragen, nach dem letzten, inneren Zusammenhang des verletzlichen, endlichen menschlichen Daseins. Der heutige, moderne Betrachter kann aber nur sehen und erkennen, was er weiß. Tatsächlich weiß er immer weniger um das, was er sieht. Wenn eine Kultur sich langsam, aber gründlich von ihren Wurzeln entfernt, verändert sie sich. Sollte die Lektüre der Bibel deshalb – diese Frage hat der niederländische Schriftsteller Cees Nooteboom aufgeworfen – nicht auch für die obligatorisch werden, die nie eine Kirche von innen sehen werden? Müssen wir akzeptieren, dass es ein immer kleiner werdender Kreis ist, der überhaupt noch eine Ahnung davon hat, was in der Bibel geschrieben steht und den Kern unserer abendländischen Tradition und Kultur ausmacht? Fest steht: Die Verständigung über Kunst verändert sich, wenn sich niemand mehr in den Bildern wiedererkennt, die einst Gemeingut waren. Wenn die biblischen Szenen in Rembrandts Bildern unsichtbar werden, transformiert sich auch unser Verhältnis zu unserem kulturellen Erbe, zu unseren geistigen und religiösen Wurzeln. Wenn uns daran gelegen ist, dass Bilder sprechen, dürfen wir die religiöse Bildung nicht vernachlässigen. Denn ohne das Wissen um die religiösen Symbole und Zeichen verstummt ein großer Teil der Kunst – nicht nur der traditionellen, sondern auch der gegenwärtigen.

Bleibt die Frage, wieviel Raum die Religion in einer säkularen Gesellschaft überhaupt beanspruchen darf. Es ist gewissermaßen die Gretchenfrage moderner Gesellschaften: Wie halten wir es mit der Religion? Sollen, dürfen wir uns in der politischen Kultur der Demokratie auf religiöse Werte und Glaubensinhalte berufen?

„Religion ist Privatsache“, lautet das Credo unserer säkularen Gesellschaft, und beinahe verstaubt wirkt das Beharren auf Glaubenswahrheiten im zeitgeistig bunten Gesellschafts-Patchwork. Und natürlich ist Religion – ist mein Glaube – zuallererst Privatsache. Die Frage ist, ob er nur Privatsache ist. Bei einer Politikerin, die sich zum Christentum im Namen ihrer Partei bekennt, ist Glaube immer auch öffentlich. Ich denke dabei oft an das berühmte Petrus-Wort: „Steht jedem Rede und Antwort, der nach der Hoffnung fragt, die Euch erfüllt.“ (1. Petrus 3,15) Als gläubige Katholikin bin ich der Überzeugung, dass Religion und Politik füreinander fruchtbar sein können. Mir hat es in meinem Leben oft geholfen, im Glauben verwurzelt zu sein – persönlich, aber auch politisch, weil ich im christlichen Menschenbild und in meiner religiösen Sozialisation inneren Halt und Orientierung finde. Natürlich ist es nicht immer einfach, im politischen Ringen um notwendige Kompromisse zu religiösen Überzeugungen zu stehen. Bundestagspräsident Norbert Lammert hat das Verhältnis von Politik und Religion auf die griffige Formel gebracht: „Der Glaube handelt von Wahrheiten, die nicht abstimmungsfähig sind; Politik handelt von Interessen, die nicht wahrheitsfähig sind.“ Allein dieser fundamentale Unterschied zwischen Wahrheiten und Mehrheiten, Prinzipien und Interessen definiert die spezifischen Aufgaben und Kompetenzen von Kirchen und Parteien, die weder aufgebbar noch austauschbar sind. Der Interessenausgleich, für den wir in der Politik streiten, verlangt eine große Flexibilität im Denken und Handeln, die Bereitschaft zum Kompromiss. Bei der Urteilsbildung aber hilft es, auf einem festen Wertefundament zu stehen.

Politik und Religion können sich dabei sehr wohl auf eine für die demokratische Kultur fruchtbare Weise ergänzen. Der ehemalige Aachener Bischof Klaus Hemmerle hat es einmal so formuliert: „Politisches und Christliches können nur dann füreinander fruchtbar werden, wenn sie sich einander freigeben, wenn sie sich voneinander unterscheiden, um in solcher Unterscheidung Impuls füreinander zu werden. Impuls füreinander: Denn auch das Christliche kann in seinem Verständnis und in seiner Realisierung vom Politischen lernen.“ Weil der Glaube zwar keine reine, aber dennoch zuallererst Privatsache ist – und es in einer pluralistischen Gesellschaft mit religiöser und kultureller Vielfalt auch sein muss –, werden Orte der Begegnung mit und zwischen den Religionen umso wichtiger, die das Gemeinsame und auch das jeweils Besondere erfahrbar machen. Solche Räume entstehen mit Hilfe von Kunst und Kultur. Gleichzeitig aber

sollten wir Christen den Mut haben, uns auch öffentlich selbstbewusst zu christlichen Werten und Überzeugungen zu bekennen, und nicht zuzulassen, dass Religion und Glaube in die Abgeschiedenheit des rein Privaten verdrängt werden. Der Berliner Erzbischof Heiner Koch hat es so formuliert: „Wir sind als Kirche Weggemeinschaft, wir sind als Kirche unterwegs, wir dürfen uns nicht zu behaglich einrichten und sitzen bleiben.“ Kirche als Weggemeinschaft, die sich unterwegs, das heißt: in der Begegnung mit der Lebenswirklichkeit, bewährt und die Sorgen und Nöte derer kennt, die ihr begegnen – das ist eine Kirche, die über den Kreis ihrer Mitglieder hinaus auch Gehör findet in gesellschaftlichen Debatten. Eine solche Kirche brauchen wir heute als starke Stimme in der demokratischen Öffentlichkeit mehr denn je – man denke nur an zwei Themen, die im vergangenen Jahr Politik und Medien intensiv beschäftigt haben: Den Umgang mit Menschen, die Zuflucht suchen in unserem Land oder auch die Neuregelung der Sterbehilfe für unheilbar Erkrankte. Wenn wir, gerade als gläubige Christen, nicht nur vordergründig tagespolitisch handeln, sondern uns in der Aktualität auch immer wieder auf die Grundlagen unseres Zusammenlebens besinnen, dann heißt das angesichts solcher schwieriger politischer Entscheidungen und gesellschaftlicher Herausforderungen: Wir müssen den Kernansatz unserer Verfassung „die Würde des Menschen ist unantastbar“ lebendig halten und versuchen, ihn als allgemein verpflichtende Orientierung im Bewusstsein unserer Bevölkerung zu verankern. Dieses Menschenbild hat seine Quelle im christlichen Glauben, in dem der Mensch Ebenbild Gottes ist und daraus abgeleitet jeder Mensch dieselbe Würde und alle damit verbundenen Ansprüche und Verpflichtungen hat. Eine humane Zukunft wird es nur geben, wenn wir uns dieser Überzeugung immer wieder vergewissern.

Im Übrigen bin ich überzeugt: Eine Gesellschaft, die mit ihren kulturellen, auch religiös begründeten Eigenheiten ihre eigene Identität pflegt, kann auch dem Anderen, dem Fremden Raum geben, ohne sich dadurch bedroht zu fühlen. Wo es dagegen keinen kulturellen Kern mehr gibt, braucht es Feindbilder, um sich der eigenen Identität zu vergewissern. Wir erleben das bei den selbst ernannten „Patriotischen Europäern gegen die Islamisierung des Abendlandes“, die montags durch Dresden marschieren und die Werte der Kultur, die sie zu verteidigen vorgeben, durch ihre Fremdenfeindlichkeit mit Füßen treten. Sie stoßen damit zum Glück vielerorts auf Widerstand und auf die breite Mehrheit derjenigen, die Flüchtlingen – nicht zu-

letzt innerhalb der Kirchengemeinden – helfend zur Seite stehen, wie es der christlichen Ethik der Nächstenliebe und der Solidarität mit den Schwachen entspricht.

„Ein Christ, der kein Revolutionär ist, ist kein Christ.“ Mit diesen Worten wirbt Papst Franziskus für eine Kirche, die sich einmischt. Es muss ja nicht gleich die Weltrevolution sein. Die kleinen Revolutionen im Alltag, im Denken und im Bewusstsein sind es, die jeder gesellschaftlichen Veränderung vorausgehen, und in diesem Sinne trägt der Glaube – ebenso wie Kunst und Kultur – immer den Keim des (im besten Sinne) Revolutionären in sich. Dass aus diesen Keimen etwas wachsen darf, dass es einen fruchtbaren Boden dafür gibt und ein wachstumsförderndes Klima – das macht eine vitale und humane Gesellschaft aus. In diesem Sinne hoffe ich, dass das Christentum in unserer Gesellschaft eine politische und gesellschaftliche Gestaltungskraft bleibt.